

Sellemols: „Dess Dresche woar e hadde Aweit“

Der Herbst bietet eine Menge Stoff, wie es damals zunging: Kartoffel- und Getreideernte, Dreschen, Keltern ...



Harte Arbeit: Von der Getreideernte bis zum duftenden Brot ist es noch ein langer Weg. Davon konnten sich diese Kinder überzeugen, die hier mit Dreschflegeln versuchen, den Ähren die Körner zu entlocken. Ist gedroschen, muss das Getreide noch entspelzt und gemahlen werden, erst dann ist es zum Verzehr geeignet

Ich möchte diesmal etwas über das Dreschen berichten, das ich als kleiner Bub bei meinem Onkel in Traase selbst noch miterlebt habe.

Ganz früher haben die Leute die „Frucht“ mit dem Dreschflegel (Dräschflejel) gedroschen. An einem langen Stiel war der Flegel mit einem Lederriemchen angebunden, so dass er immer recht beweglich war. (siehe Foto). Zum Dreschen mit dem Dreschflegel wurden mehrere Leute gebraucht, die im Dreier- oder Vierertakt, der exakt eingehalten werden musste, damit sich das Drescher-Team nicht gegenseitig behinderte, auf das Dreschgut geschlagen haben. Man konnte dabei hören: „Klipp – klapp – klopp“ oder „Eins – zwei – drei – vier, eins – usw. War die eine Seite einer Lage durchgedroschen, dann wendete man das Getreide um, damit die unten liegenden Ähren in einem zweiten Durchgang ebenfalls leer wurden. Das leere Stroh wurde alsdann zu Büschen oder „Booßen“ zusammengebunden und in die Scheune („uff die Schließ“) zurück gegabelt. Die Frucht musste noch „geputzt“ werden – die Spreu von den Körnern getrennt. Die Körner wurden zur Seite geschoben, neues Getreide ausgelegt und mit dem nächsten Dreschgang begonnen. Es wurde erneut im Takt

„weider gekloppt“. Zum „Trennen der Spreu vom Weizen“ waren noch weitere Arbeitsgänge notwendig und es wurden einige einfache Gerätschaften (Sieb, Windmühle usw.) benutzt, die sich erst peu a peu zur Dreschmaschine weiter entwickelten.

Dreschen war eine harte Arbeit, die viel Kraft verbrauchte, so dass ein deftiges Frühstück und ein nahrhaftes Mittagessen nötig waren. Auf dem Dorf sagte man deshalb von einem, der gut „reinhaut“: Der frisst wie ein Drescher!

Die erste brauchbare, einfache Dreschmaschine wurde am Ende des 18. Jahrhunderts vom schottischen Maschinenbauingenieur Andrew Meikle gebaut. Während das Dreschen mit den Dreschfliegeln mehrere Monate in Anspruch nahm, führte der Einsatz von Dreschmaschinen, die eine rechte lange Entwicklungsgeschichte aufzuweisen hatten, allmählich zu einer spürbaren Zeitersparnis.

Die Dreschmaschine war ein schwerfälliges Konstrukt, das zunächst aus Dreschwagen, Strohpresse und Antriebsmaschine bestand. Gedroschen wurde auf einem Dreschplatz am Dorfrand und später fand der sog. Lohndrusch in den Bauernhöfen statt.

Der Eigentümer der Dreschmaschine stellte nur das Wartungspersonal, es waren aber weit mehr Stationen zu besetzen, so dass man sich gegenseitig in der Nachbarschaft und Verwandtschaft und unter den Bauernkollegen unterstützte. Es musste das Zureichen der Garben an die Einleger, der stetige Abtransport des Stroh, der Spreu und des Getreides reibungslos ohne Stockung gewährleistet sein. Durch das Rattern und Knattern der Maschinenteile konnte man sich nur laut schreiend verständigen, am Abend war man „dumm und daab“. Durch die Enge in der Scheuer hatten bald nach Beginn der Arbeit Dreck und Staub alles mit einer grauen Schicht überdeckt. Augen, Ohren und Nase wurden angegriffen, „Dreschmaschinen-fieber“ stellte sich ein, aber Krankmachen gab es eigentlich nicht, da man die anderen beim eigenen Dreschen brauchte, also musste man ihnen auch helfen. Das Problem war noch prekärer, da es damals in keinem dörflichen Haus eine Dusche oder ein Bad gab, die man nach dem Dreschen am Tagesende benutzen konnte.

Eine besonders schwere Arbeit hatte der Sackträger zu leisten. Die Körnerfrucht lief aus einer Reihe von Öffnungen in davor gehängte Säcke. War ein Sack voll, dann wurde die Öffnung durch einen Schieber geschlossen. Der Sackträger Lancierte ihn auf seine Schultern und ab ging es durch die Haustür in den Flur und das Treppenhaus hinauf in den Kornspeicher. Jetzt konnte der mit einer Hand geschlossene Sack geöffnet werden und die Körner liefen auf den großen Haufen. Diese Prozedur passierte an einem Dreschtag vielmals, so dass der Sackträger am Abend „an allen Knochen“ spürte, was er tagsüber geleistet hatte. Auf dem luftigen Speicher lag nun die „Frucht“. bis sie verkauft, verfüttert oder zum Mahlen in die Mühle (nach Ober-Ramstadt) gefahren wurde.

Hans-Edgar Bickelhaupt, Arbeitskreis Heimatgeschichte Mühlthal

Literatur: Sauerwein, Friedrich: Uff em Bärg
Sehnert, Heinrich: Sou woarsch ba uns dehoam